

Die jüdische Gemeinde in München vom Mittelalter bis zum Nationalsozialismus

Heike Specht¹

Mittelalter

Die lange und wechselhafte Geschichte der Juden in München begann mit „ABRAHAM DE MUNICHA“. ABRAHAM war wohl ein jüdischer Kaufmann. Er wird im Zusammenhang mit einem Vertragsabschluss in Regensburg, „der Mutter aller jüdischen Gemeinden in Bayern“, als Zeuge auf einer Urkunde aus dem Jahr 1229 genannt. Wie groß Abrahams Familie war, wo und wie lange er in München lebte, bleibt im Dunklen.

Bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts scheint sich in München eine größere jüdische Gemeinde mit einer Synagoge, einem Ritualbad und einem Hospital angesiedelt zu haben. Die Juden des mittelalterlichen Münchens lebten überwiegend vom Geld- und Warenhandel, aber auch ein Bäcker und Metzger, sowie ein „Judenmaler“ und „Judenschreiber“ werden in den Quellen erwähnt. Bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts konnten die jüdischen Familien ihren Wohnort in der Stadt selbst bestimmen. Eine konzentrierte Ansiedlung in der sogenannten Judengasse wurde erst nach der Stadterweiterung im Jahre 1337 eingeführt. Dort befand sich auch die erste Münchner Synagoge, die aus einem Privathaus hervorgegangen ist, das an die Stadtmauer grenzte. Vermutlich lebten während des Mittelalters in München nie mehr als ca. zehn jüdische Familien, insgesamt zwischen 50 und 60 Personen. Im ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhundert wurden die Juden aus zahlreichen mittelalterlichen Großstädten vertrieben. Auch die Juden Münchens mussten die Stadt zu Beginn der 1440er Jahre verlassen. Ihre Synagoge in der heutigen Gruft-Straße wurde in eine Marienkapelle umgewandelt. Diese Vertreibung der Münchner Juden war für fast drei Jahrhunderte das Ende einer jüdischen Gemeinde in München. Einige der Vertriebenen versuchten in Dörfern und Kleinstädten der Umgebung Aufnahme zu finden, etwa in Fürth, Kriegshaber, Schnaittach und Ottensoos, Orte, in denen in der frühen Neuzeit bedeutende jüdische Gemeinden entstanden.

¹ HEIKE SPECHT M.A. studierte an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) in München Geschichte und Germanistik. Sie promovierte seit 2004 bei Prof. Dr. M. BRENNER, Abteilung für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU. Den im Folgenden wiedergegebenen Vortrag hielt sie am 09.12.2003 im Alpinen Museum auf der Praterinsel in München anlässlich einer Veranstaltung zum Gedenken an den 160. Geburtstag von Prof. Dr. GOTTFRIED MERZBACHER.

19. Jahrhundert

Bis weit ins 18. Jahrhundert hinein lebten und wirkten nur einzelne Juden in der Residenzstadt der Bayerischen Herzöge. Für das Jahr 1728 sind einzelne jüdische Hoffaktoren als Bewohner Münchens belegt. Im Jahre 1813 erließ KÖNIG MAX I das „Edikt die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen im Königreich Bayern betreffend“. Dieses Edikt sollte das Leben der Bayerischen Juden im gesamten 19. Jahrhundert bestimmen. Der Zuzug von Juden nach München war bis in die 1860er Jahre durch das sogenannte Matrikelgesetz streng reglementiert. Dennoch zogen nun von Jahr zu Jahr mehr jüdische Familien aus den Gemeinden der fränkischen und schwäbischen Kleinstadt- und Landgemeinden in die Residenzstadt. Im Jahre 1815 endlich erhielten die Münchner Juden die staatliche Genehmigung, eine Kultusgemeinde am Ort zu gründen. Wenige Jahre später konnten sie eine im klassizistischen Stil erbaute Synagoge in der Theaterstraße, der heutigen Westriederstraße, im Beisein KÖNIG LUDWIG I mit einem festlichen Gottesdienst einweihen. Die Anwesenheit des Königspaares und zahlreicher Staatsbeamter bei diesem Festakt bezeugen die Anerkennung, die die jüdische Gemeinde nun offenbar genoss.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchs die jüdische Gemeinde stetig an und entwickelte sich von einer Gruppe von 842 Mitgliedern im Jahre 1848 zu einer Gemeinschaft von 4.144 Seelen im Jahre 1880. Aufgrund von Zuwanderung aus umliegenden Ortschaften aber auch Osteuropa, meist aus Galizien, wuchs die Kultusgemeinde zu Beginn des Ersten Weltkrieges auf 11.000 Mitglieder an, was einen Anteil von 20% aller Juden in Bayern ausmachte. Der prozentuale Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung aber blieb mehr oder weniger gleich. Münchens nichtjüdische Bevölkerung stieg im gleichen Zeitraum rasant an. München wurde zur modernen Großstadt.

Während die jüdische Bevölkerung Münchens im Laufe des 19. Jahrhunderts stetig wuchs mehrten sich gleichzeitig Spannungen zwischen verschiedenen Fraktionen innerhalb der Israelitischen Kultusgemeinde. Immer wieder kam es zu Auseinandersetzungen zwischen Anhängern des traditionellen jüdischen Ritus und reformerischen Kreisen. Die verschiedenen Richtungen gründeten nach und nach ihre eigenen Bethäuser. Die liberale Mehrheitsgemeinde beschloss schließlich, sich in der Herzog-Max-Straße eine repräsentativere, größere Synagoge zu bauen. Die Einweihungsfeierlichkeiten im September 1887 waren ein wichtiges Ereignis innerhalb der jüdischen Gemeinde, wie auch in der Stadt München.

Auch die Münchner Orthodoxie, vermutlich nicht zuletzt unter dem Eindruck des prachtvollen neuen Synagogenbaus der Liberalen, machte sich nun

daran, eine eigene Synagoge zu errichten. Im März 1892 wurde die „Ohel Jakob“-Synagoge in der Kanalstraße, heutige Herzog-Rudolf-Straße, eingeweiht.

Im München des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts entstand eine spezifische Form des bayerischen Judentums, und das über alle religiösen und politischen Differenzen innerhalb der Münchner Juden hinweg. In hohem Maße identifizierten sich die bayerischen Juden mit der sie umgebenden Kultur, Mentalität und Landschaft. Man liebte die Theater, Museen und Galerien der Stadt, pflegte hingebungsvoll die bayerische Mundart, besuchte die Biergärten, machten ausgedehnte Wanderungen im Voralpenland und rundete nicht selten den Gottesdienst in der Synagoge am Samstagnachmittag mit einem Besuch im nahe gelegenen Hofbräuhaus oder einer anderen Lokalität bei Kaffee und Kuchen ab. Die Münchner Juden teilten die Liebe der sie umgebenden Gesellschaft zum bayerischen Bier. Die bierlose Woche während des Pesach-Festes war für zahllose fromme Juden eine wahre Kasteiung. Das Oktoberfest fiel häufig mit den hohen jüdischen Feiertagen zusammen und nicht selten endete das Fasten am Versöhnungstag bei einer Maß im Festzelt auf der Theresienwiese.

Die Münchner Juden pflegten vielfach einen lebhaften Lokalpatriotismus und eine ausgesprochen bayerisch-barocke Liebe zu Festlichkeiten und Bällen, sowie eine tiefe Verehrung für das Wittelsbachische Königshaus. Man teilte außerdem, wie sehr viele süddeutsche Juden, mit der nicht-jüdischen Mehrheitsbevölkerung der Region eine äußerst ambivalente Beziehung zum preußischen Herrscherhaus und dem 1871 gegründeten Kaiserreich. Gerade im süddeutschen Judentum lebte auch lange nach der Reichsgründung ein gewisses Maß an Partikularismus und preußenfeindlicher Stimmung weiter. Vor allem in Bayern stand man, und zwar von jüdischer, wie von katholischer Seite, einer preußischen Hegemonie ausgesprochen skeptisch gegenüber. Im Reich betrachtete man das Königreich Bayern währenddessen hinsichtlich Alltagskultur, Bildung und Wirtschaft als zurückgeblieben und unterentwickelt. Diese Vorurteile bestärkten die Bayern aber nur in ihrer Abneigung und ihrem Argwohn gegenüber Preußen. Die Münchner Juden rangen zusammen mit der restlichen bayerischen Gesellschaft innerhalb des Kaiserreichs um die Bewahrung ihrer Tradition und Kultur und hielten bewusst Distanz gegenüber dem hohenzollerischen Obrigkeitsstaat. Das Misstrauen der bayerischen Juden gegenüber Berlin und Preußen, erstreckte sich übrigens auch auf ihre dort lebenden Glaubensbrüder und -schwestern.

Eine Erinnerung der aus Nürnberg stammenden JULIE MEYER-FRANK an ihre Verwandtschaft in München soll dies illustrieren:

„Ich hatte in München eine weitläufige Familie, (den Feuchtwanger-Klan, der meist orthodox war. Seine) Deren Mitglieder waren kulturell nicht nur Deutsche, sondern ausgesprochene Bajuwaren. Man muss nur einmal die Gebete in der oberbayerischen Aussprache des Hebräischen gehört haben, um zu wissen wie sehr sie das waren. (...) Man ging auf die Keller, und trank sein Bier zum mitgebrachten Abendessen, kraxelte auf die Berge, kannte die Museen wie die eigene Wohnstube und es war „unser München“, in dem auch der Jude aus Berlin als Landfremder galt.“²

Die Verquickung von Jüdisch-Sein und Bayerisch-Sein fiel den Münchner Juden offenbar nicht besonders schwer, im Gegenteil sie prägte ihre Identität als Juden, als Bayern und Deutsche ganz entscheidend.

Bei aller Heimatliebe waren die bayerischen Juden aber auch in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg keineswegs vor antisemitischer Diskriminierung und Vorurteilen gefeit. Ein in den 1880er Jahren geborener Münchner Jude berichtet in seinen Erinnerungen von einem hässlichen Zwischenfall, der sich während des Oktoberfestes zugetragen hat. Als kleiner Bub wurde er von seinem Onkel Louis zusammen mit den Geschwistern, Vettern und Cousinen auf diese ur-münchnerische Festlichkeit mitgenommen. Die Gruppe von Kindern war aufgeregt und überwältigt von Riesenrad, Luftschaukeln, Schaubuden und den Verkaufsständen mit Süßigkeiten. Bester Stimmung begab man sich in ein Bierzelt:

„Auch Onkel Louis war lustig, sang und schwang den Bierkrug. Da kam ein junger, besoffener Mensch auf ihn zu, klopfte ihm auf die Schulter und rief: ‚Bist auch da, alter Jud mit der krummen Nas, komm her, Prosit!‘ Der Onkel verfärbte sich, er war tief erschrocken, daß selbst der Besoffene nüchtern wurde und stotterte: ‚Was hast denn? Ich hab dir doch nichts getan.‘“³

Zwar mischten sich die Umsitzenden ein und schalten den Betrunkenen für die „bodenlose Gemeinheit“, „einen Jud zu beschimpfen auf der Oktoberwiese“, aber Louis und die Kinder brachen bald darauf verstört auf.⁴ Demütigende Ereignisse solcher Art waren sicher auch im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts keine Einzelfälle, dennoch verschärfte sich mit Ersten Weltkrieg und v.a. den unruhigen Monaten nach Kriegsende, mit Revolution und Gegenrevolution, die Atmosphäre in der bayerischen Residenzstadt drastisch.

² JULIE MEYER-FRANK, Erinnerungen an meine Studienzeit, in: HANS LAMM (HG.), *Vergangene Tage*, München 1982, S. 212-217, S. 212.

³ MARTIN FEUCHTWANGER, *Zukunft ist ein blindes Spiel*, Berlin 1999, S. 50/51.

⁴ MARTIN FEUCHTWANGER, *Zukunft ist ein blindes Spiel*, S. 50/51.

Nach dem Ersten Weltkrieg

„Früher hatte die schöne, behagliche Stadt die besten Köpfe des Reiches angezogen. Wie kam es, dass die jetzt fort waren, dass an ihrer Stelle alles, was faul und schlecht war im Reich und sich anderswo nicht halten konnte, magisch angezogen nach München flüchtete?“⁵

So schreibt LION FEUCHTWANGER in seinem Roman „Erfolg“, in dem er schonungslos und treffend die frühen Zwanziger Jahre in seiner Heimatstadt portraitierte. Dieser Roman brachte FEUCHTWANGER den Ruf des Nestbeschmutzers ein und machte ihn zu einem der meistgehassten Männer in Kreisen der Nationalsozialisten.

Der Erste Weltkrieg und die Revolution im Herbst 1918 brachten enorme Veränderungen für die Stadt München und für die Juden, die in ihr lebten. Der bayerische König LUDWIG III dankte als erster deutscher Monarch ab. Ministerpräsident des neu gegründeten Freistaates Bayern wurde KURT EISNER von der Partei der Unabhängigen Sozialdemokratie (USPD). EISNER stammte aus einer jüdischen Familie und war Berliner. Im Februar 1919 wurde er von einem Rechtsradikalen auf offener Straße erschossen. Die Monate zwischen November 1918 und Mai 1919 erwiesen sich für die Zukunft Münchens und Bayerns als ungemein prägend. Hatte München vor dem Ersten Weltkrieg den Ruf einer vielleicht etwas provinziellen, aber doch außerordentlich kunstliebenden und aufgeschlossenen Stadt genossen, so wurde sie in den Nachkriegsjahren, im Gefolge der Revolution und der Etablierung und Niederwerfung zweier Räterepubliken, zu einer Art Sammelbecken für chauvinistische und reaktionäre Kräfte. Die Juden Münchens nahmen diese Veränderungen in ihrer Stadt mit Beunruhigung wahr. Die Beteiligung einiger sozialistischer Literaten und Politiker jüdischer Abstammung, wie ERNST TOLLER, GUSTAV LANDAUER und ERICH MÜHSAM, an der Revolution und den Regierungen der Räterepubliken, stieß in weiten Teilen der jüdischen Bevölkerung auf Kritik und war Anlass zu großer Sorge. Während die Münchner Juden im bayerischen Königreich das Ringen der Süddeutschen um die Bewahrung eines gewissen Maßes an kultureller Eigenständigkeit und lokalen Kolorits geteilt hatten, waren sie nun zunehmend beißendem Antisemitismus und sozialer Ausgrenzung ausgesetzt. Die jüdische Ärztin RAHEL STRAUS beobachtete die Ereignisse des Frühjahres 1919 mit allergrößter Beunruhigung:

„Auf Befehl der Räteregierung läuteten am Karfreitag alle Kirchenglocken für den Juden EISNER. Man muss aus einem katholischen Lande sein, um er-

⁵ LION FEUCHTWANGER, Erfolg, Berlin ⁴1997, S. 33.

messen zu können, welch Sakrileg dies bedeutete: von Gründonnerstag bis Mitternacht von Ostersonntag, wo die Glocken die Auferstehung verkünden, darf keine Kirchenglocke läuten. (...) Wir spürten, das musste Folgen haben. Es wurde unheimlich um uns.“⁶

Die ersten, die den neuen antijüdisch-reaktionären Geist, der in Bayern wehte, schmerzhaft zu spüren bekamen, waren die im Lande lebenden sogenannten „Ostjuden“. Viele von ihnen wohnten und arbeiten bereits seit Jahrzehnten in München, waren z.T. sogar hier geboren. Die bayerische Staatsregierung unter GUSTAV VON KAHR ordnete im Jahr 1920 die Ausweisung von rund 1500 in München lebenden Juden aus Osteuropa an. Dank des Engagements der Israelitischen Kultusgemeinde und der sozialistischen und sozialdemokratischen Presse konnte diese Abschiebung allerdings verhindert werden. Die antisemitische Stimmung in München nahm in den folgenden Jahren dennoch merklich zu.

Das Jahr 1923 kann zweifellos als vorläufig trauriger Höhepunkt der antisemitischen und nationalsozialistischen Agitation betrachtet werden. Im Juni wurde der langjährige Vorsitzende von „Ohel Jakob“ und prominente Sprecher der bayerischen Orthodoxie, der damals 63-jährige SIGMUND FRAENKEL, von einer Gruppe junger Nationalsozialisten auf der Straße überfallen und schwer misshandelt. Während des jüdischen Laubhüttenfestes kam es im Herbst 1923 zu antijüdischen Ausschreitungen. Die Fenster der großen Synagoge wurden eingeschlagen, die Laubhütte eines Juden angezündet, in einer anderen Münchner Synagoge wurden die Gottesdienstbesucher beleidigt und belästigt.

Schließlich kam es am 9. November 1923 zum Putschversuch der NSDAP, im Zuge dessen einige Mitglieder der jüdischen Gemeinde verhaftet und misshandelt wurden. Im selben Herbst wurde in Bayern erneut von staatlicher Seite ein „Ostjuden-Problem“ heraufbeschworen. Abermals erließ der inzwischen zum Staatskommissar ernannte GUSTAV VON KAHR, ausgestattet mit diktatorischen Vollmachten, Ausweisungsbefehle gegen in München ansässige „ostjüdische“ Familien. Die Betroffenen sollten Bayern innerhalb von 14 Tagen verlassen. Ihr gesamter Besitz, ihre Wohnungen und ihr Bargeld wurden beschlagnahmt. Einige Familien wurden ins „Fort Prinz Carl“ bei Ingolstadt gebracht und blieben dort einige Zeit interniert.

⁶ RAHEL STRAUS, *Wir lebten in Deutschland. Erinnerungen einer deutschen Jüdin 1880-1930*, Stuttgart ²1962, S. 229. Das Glockenläuten für EISNER, an das sich RAHEL STRAUS erinnert, kann sich nicht auf die Beerdigung des Ministerpräsidenten bezogen haben; denn EISNERS Beerdigung fand bereits am 26. Februar statt. Vermutlich ließ die Räteregierung am Karfreitag dieses Jahres zur Erinnerung an EISNER nochmals die Kirchenglocken läuten.

Die Juden in München bekamen vielleicht früher als ihre Glaubensbrüder 1933 auf sie zukommen sollte. Auch im Alltag, im Geschäftsleben, in den Vereinen, in den Schulen und Universitäten machte sich ein spürbarer, immer aggressiver werdender Antisemitismus breit. So legte der Nobelpreisträger RICHARD WILLSTÄTTER 1925 seine Professur an der Ludwig-Maximilians-Universität nieder, nachdem man den von ihm vorgeschlagenen Nachfolger deshalb abgelehnt hatte, weil dieser, wie Willstätter selbst, Jude war. So schlossen viele Studentenverbindungen jüdische Kommilitonen von vornherein aus. Ein gegen jüdische Neumitglieder gerichteter Numerus Clausus wurde in zahlreichen Sport- und Turnvereinen, auch im Alpenverein, eingeführt. Und so wurde auf der außerordentlichen Hauptversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins im Deutschen Theater in München die Sektion Donauland, in die sich zahlreiche jüdische Mitglieder vor antisemitischen Anfeindungen und Diskriminierung in anderen Sektionen geflüchtet hatten, aus dem D.u.Ö.A.V. ausgeschlossen.

Nach 1933

Nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten wurde in München, der „Hauptstadt der Bewegung“, HEINRICH HIMMLER der neue Chef der Polizeidirektion. Bereits wenige Monate später beförderte man ihn zum Politischen Polizeikommandeur für ganz Bayern. Im März 1933 wurde der glühende Nationalsozialist KARL FIEHLER zum Oberbürgermeister von München ernannt. Noch bevor aus Berlin der Aufruf an alle NS-Parteiorganisationen erging, jüdische Geschäfte in einer großangelegten Aktion zu boykottieren, gab der Münchner Oberbürgermeister allen städtischen Einrichtungen und Referaten neue Richtlinien für die künftige Verteilung von Aufträgen. Juden wurden als „nicht deutsch“ klassifiziert und die Vergabe von Aufträgen an „nicht deutsche“ Unternehmen untersagt. Diese erste große, diskriminierende Maßnahme der städtischen Verwaltung war ein harter Schlag gegen die jüdischen Kaufleute Münchens, sowohl auf menschlicher, als auch auf wirtschaftlicher Ebene. Am 01. April 1933 folgte der „Boykott“-Tag. In München und in Städten und Dörfern im ganzen Reich postierten sich SA-Männer vor jüdischen Geschäften, Kanzleien und Praxen und riefen zum Boykott jüdischer Kaufleute, Rechtsanwälte und Ärzte auf.

Das geliebte Profil der Heimatstadt verwandelte sich für die Münchner Juden nun mehr und mehr in eine bedrohliche Fratze. Die Frage, ob man für sich und seine Familie in Deutschland noch eine Zukunft sehen konnte stellte sich bald brutal und schonungslos. Bleiben oder Gehen? wurde zu der zentralen Frage.

Bereits im Jahr 1933 verließen über 660 Münchner Juden ihre Heimatstadt. In den folgenden Jahren nahm die Anzahl der Exilsuchenden wieder leicht ab. Möglicherweise ließen sich einige Juden in München, wie im ganzen Reich, zu der Hoffnung hinreißen, dass man sich irgendwie mit dem Regime arrangieren könnte. Die Ereignisse des Jahres 1938 sollte sie auf schreckliche Weise eines besseren belehren. Jüdische Beamte, Rechtsanwälte, Richter und Ärzte waren bereits in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft schrittweise aus dem Berufsleben gedrängt worden. Auch die Bedingungen für jüdische Kaufleute hatten sich sukzessive verschlechtert. Ab 1938 allerdings enteignete und „arisierte“ die nationalsozialistische Regierung Geschäfte und Unternehmungen jüdischer Inhaber in großem Stil. Den Münchner Juden wurde so mehr und mehr die Lebensgrundlage entzogen.

Der Sohn des langjährigen Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Münchens NEUMEYER, erinnert sich, dass HITLERS Regierungsantritt den Vater und seine Familie zutiefst erschüttert habe: *„Mehr noch als von den äußeren Maßnahmen wurden sie 1933 seelisch getroffen, ihr ganzes Weltbild wurde zerbrochen.“*⁷

Die große Münchner Hauptsynagoge in der Herzog-Max-Straße befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft zum sogenannten „Künstlerhaus“, das bereits seit den Zwanziger Jahren zu den Lieblingsetablissemments des ehemaligen Kunstmalers HITLER zählte. Der Blick vom „Künstlerhaus“ auf die Synagoge, so erinnerte sich der damalige Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde DR. ALFRED NEUMEYER, sei HITLER von jeher zuwider gewesen. Am 8. Juni 1938 wurde auf Erlass HITLERS der Abriss der Synagoge aufgrund „städtebaulicher Maßnahmen“ und „verkehrspolitischer Gründe“ angeordnet. Zufälligerweise fand am selben Tag die Jahrestagung des allgemeinen deutschen Rabbinerverbandes in München statt. WERNER CAHNMANN, damals ein junger Mann, erinnert sich:

*„Ich sehe heute noch vor mir Rabbiner BAERWALD aus München, urban und gefasst, Rabbiner GRÜNEWALD aus Mannheim, stahlhart und entschlossen, Rabbiner ESCHELBACHER aus Düsseldorf, mit dem Rächerblick des assyrischen Herrschers, Rabbiner BAECK aus Berlin, mit dem Ansehen des Heiligen, dem das Schicksal nichts anhaben kann. Ich habe nie ein eindrucksvolleres Schauspiel erlebt.“*⁸

⁷ ALEXANDER NEUMEYER, ALFRED NEUMEYER (1867-1944), in: MANFRED TREML, JOSEF KIRMEIER (HG.), Geschichte und Kultur der Juden in Bayern, Lebensläufe, München, New York 1988, S. 235-241, S. 239.

⁸ WERNER CAHNMANN, Die Juden in München, in: LAMM, S. 31-78, S. 67.

So fiel die Münchner Hauptsynagoge schon im Juni 1938, noch vor der sogenannten „Kristallnacht“, dem nationalsozialistischen Terror zum Opfer.

Eine Erinnerung des ehemaligen Kantors der jüdischen Gemeinde Münchens, EMANUEL KIRSCHNER, veranschaulicht deutlich, wie schmerzhaft der Abbruch der Synagoge den Münchner Juden ihre ausweglose Situation bewusst machte. Über Jahrzehnte hatte KIRSCHNER in der Hauptsynagoge an der Herzog-Max-Straße gewirkt. Als Gemeinderabbiner BAERWALD am 8. Juni 1938 erfuhr, dass die Hauptsynagoge am nächsten Tage abgerissen werden sollte, bat er KIRSCHNER am Ende des rasch improvisierten Abschiedsgottesdienstes, der am Abend stattfinden sollte, den 102. Psalm zu singen. So trat der 81-jährige KIRSCHNER am Abend des 8. Juni ein letztes Mal vor die versammelte Gemeinde und rezitierte mit „gebrochenem Herzen“, wie er sich selbst erinnerte, den Psalm. Greise und Jünglinge hätten sich im Anschluss unter Schluchzen um die Tora-Rollen gedrängt um die „vertriebene Tora“ zu küssen. Am morgen des 9. Juni um 6 Uhr begannen die Abbrucharbeiten an der Synagoge. EMANUEL KIRSCHNER starb nur drei Monate später im September 1938.

Während des Novemberpogroms im selben Jahr plünderten, schändeten und zerstörten die Nationalsozialisten die jüdischen Gotteshäuser im ganzen Reich. Der Aufruf zur „Kristallnacht“ aber erschallte aus München. Hier hatten sich am Abend des 9. November 1938 altgediente Nationalsozialisten im „Alten Rathaussaal“ zusammengefunden, um an die Ereignisse des Hitlerputsches am 9. November 1923 zu erinnern. Bei dieser Veranstaltung hielt Reichspropagandaminister GOEBBELS eine flammende antisemitische Hetzrede. Münchens Gauleiter WAGNER verstand die Botschaft und gab als Zivilisten getarnten Einsatzgruppen den Befehl, gegen die Münchner Juden und ihr Eigentum loszuschlagen. Die orthodoxe „Ohel Jakob“-Synagoge in der Herzog-Rudolf-Straße wurde in dieser Nacht von SA-Männern verwüstet und in Brand gesetzt. Das Feuer in der erst 1931 eingeweihten Synagoge in der Reichenbachstraße, die von den Münchner Juden osteuropäischer Herkunft genutzt wurde, löschten die Feuerwehrleute nur deshalb, weil sie befürchteten der Brand könne sich auf die benachbarten Wohnhäuser ausdehnen. In der Nacht vom 9. auf den 10. November und in den folgenden Tagen wurden ca. 900 Münchner Juden verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau gebracht. Die meisten Inhaftierten wurden, nachdem sie sich dazu verpflichtet hatten, Deutschland innerhalb kürzester Zeit zu verlassen, nach einigen Tagen oder Wochen wieder entlassen. In den kommenden Monaten verließen zahlreiche Münchner Juden ihre Heimatstadt. Insgesamt suchten in den Jahren 1933 bis 1938 3574 jüdische Männer, Frauen und Kinder Zuflucht im Ausland. Der größte Teil ließ sich in Palästina nieder.

Für die in München verbliebenen Juden wurde das Leben durch immer neue demütigende Diskriminierungsmaßnahmen von Tag zu Tag unerträglicher. Ab 1941 mussten sie in der Öffentlichkeit einen gelben Stern auf der Kleidung tragen, Wohnungen wurden enteignet, ihre jüdischen Bewohner zwangsweise in eigens für sie eingerichteten Baracken in Milbertshofen untergebracht. Von Milbertshofen aus deportierte man die Münchner Juden, insgesamt zwischen 3500 und 4000 Personen, schließlich ab November 1941 in den Osten. 2991 Männer, Frauen und Kinder wurden in Kowno von einem SS-Einsatzkommando erschossen. Eine weitere Gruppe Münchner Juden brachte man in die Konzentrations- bzw. Vernichtungslager Theresienstadt und Auschwitz, wo die meisten von ihnen grausam umkamen.



Karl Hanns Richter

Mitgründer und Obmann der Sektion Donauland.

Zahlreiche Erstbegehungen.

Nach 1945 Wiederbegründung des

Alpenvereins Donauland.

Ehrenmitglied der Sektion Berlin.